

HEILENDE ÖKOLOGIE

Wir sind hier, um aus der Illusion des Getrenntseins zu erwachen.

Thich Nhat Hanh

*Ich habe klar erkannt, dass der Geist nichts anderes ist
als Berge und Flüsse und die große weite Erde,
die Sonne, der Mond und die Sterne.*

Dogen

Was kann der Buddhismus zu unserem Verständnis der ökologischen Krise beitragen? Als komplexe religiöse Tradition, oder als eine Gruppe von Traditionen, hat der Buddhismus naturgemäß eine Menge über die natürliche Welt zu sagen. Passagen in vielen buddhistischen Texten zeigen Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und Respekt für ihre verschiedenartigen Wesen. Ein gutes Beispiel sind die Jataka-Erzählungen, die die früheren Leben des Buddha beschreiben. In vielen von ihnen wird er als ein Tier geboren, und in einigen der bekanntesten Geschichten opfert er sich für andere Tiere, etwa als er einer schwachen Tigerin seinen Kaninchenkörper anbietet, sodass sie ihre verhungernden Jungen füttern kann. Solche Geschichten

schließen mit ein, dass die Dualität zwischen Mensch und »Natur« – als ob wir nicht Teil der Natur wären! – infrage gestellt wird. Sie legen nahe, dass das Wohlergehen jedes Lebewesens, egal wie unbedeutend es uns scheinen mag, spirituell wichtig ist und unsere Anteilnahme verdient. Alle Wesen in den Jatakas sind imstande, Mitgefühl für andere zu empfinden und selbstlos zu handeln, um deren Leid lindern zu helfen. Im Gegensatz zum darwinistischen »survival of the fittest«, das oft gebraucht wird, um unseren Missbrauch anderer Arten zu rechtfertigen, bieten diese Geschichten die Vision eines Lebens, in dem wir alle miteinander verbunden sind, Teile des gleichen Netzes des Lebens und daher auch für jeden anderen verantwortlich.

Dieses Mitgefühl ist nicht auf das Tierreich beschränkt. Wenn wir den traditionellen Biografien glauben können, wurde der Buddha unter Bäumen geboren, meditierte unter Bäumen, erlebte sein großes Erwachen unter Bäumen, lehrte oft unter Bäumen und verschied unter Bäumen. Es ist nicht überraschend, dass er oft seine Dankbarkeit den Bäumen und anderen Pflanzen gegenüber ausdrückte. Einige spätere buddhistische Texte leugnen ausdrücklich, dass Pflanzen Empfindungsvermögen haben, aber der Pali-Kanon ist vieldeutiger. In einem Sutra erschien dem Buddha im Traum der Geist eines Baumes und beklagte sich, dass sein Baum von einem Mönch gefällt worden sei. Am nächsten Morgen verbot der Buddha den Mitgliedern der Sangha, Bäume zu fällen. Mönchen und Nonnen ist es noch immer verboten, Äste abzubrechen, Blumen zu pflücken, ja

sogar grüne Blätter von Pflanzen zu zupfen. Was hätte der Buddha über unsere mutwillige Zerstörung ganzer Ökosysteme zu sagen?

Doch eine große Sensibilität der Natur gegenüber gibt es nicht nur im Buddhismus. Allgemein haben sich die indischen Traditionen mehr mit der natürlichen Welt identifiziert als die abrahamitischen Traditionen (Judentum, Christentum, Islam), die die Einzigartigkeit menschlicher Wesen und unsere Vorherrschaft über den Rest der Schöpfung betont haben. Alle diese Traditionen lehren »Du sollst nicht töten«, aber das abrahamitische Gebot schützt andere menschliche Wesen, während die indischen Traditionen die Heiligkeit allen Lebens herausstreichen. Dennoch hat der Westen auch viele wichtige Gegenbeispiele gefeiert: etwa den heiligen Franziskus im Mittelalter, später romantische Dichter und Visionäre und heute Umweltbewegungen wie die Tiefenökologie. Welche besondere Sichtweise – wenn überhaupt eine – bietet der Buddhismus zu diesem kritischen Zeitpunkt in der Geschichte für ein besseres Verständnis der Biosphäre und eine heilsamere Beziehung zu ihr, wo wir gerade dabei sind, sie zu zerstören?

Um das zu beantworten, müssen wir zu einer grundlegenden Frage zurückgehen: Was ist überhaupt das Unverwechselbare am Buddhismus? Bei den vier edlen (oder »veredelnden«) Wahrheiten geht es immer um *dukkha*, und der Buddha betonte, sein einziges Anliegen sei das Beenden von *dukkha*. Um unser *dukkha* zu beenden, müssen wir aber *anatta* verstehen und erfahren: das Fehlen eines Selbst, was

von der anderen Seite betrachtet die gegenseitige Abhängigkeit zwischen uns und allen anderen Dingen bedeutet.

Es gibt verschiedene Arten, *anatta* zu erklären, doch im Grunde leugnet es unser Getrenntsein von anderen Menschen und, ja, vom Rest der natürlichen Welt. Die psychosoziale Konstruktion eines getrennten Selbst *hier drinnen* bedeutet gleichzeitig die Konstruktion eines »anderen«, das sich von mir unterscheidet, *da draußen*. Das Besondere der buddhistischen Sichtweise ist ihre Betonung des *dukkha*, das in diesen Zustand eingebaut ist. Im Grunde *ist* das Selbst *dukkha*.

Eine Art, das Problem zu formulieren, ist, dass der Selbstsinn, ein Konstrukt, immer unsicher ist, weil von Natur aus ohne Grund. Er kann niemals Sicherheit finden, weil es da nichts (»no-thing«) gibt, das Sicherheit finden könnte. Das Selbst ist eher wie ein Prozess oder eine Funktion. Das Problem mit Prozessen aber ist, dass sie immer vorübergehend sind, notwendigerweise unbeständig – doch wir wollen nicht unbeständig sein, nichts, was sich laufend ändert. Wir wollen *real* sein! Also geben wir den Versuch nicht auf, Boden unter den Füßen zu finden, oft auf eine Art, die unsere Lage nur verschlimmert. Für den Buddhismus liegt die einzige wahre Lösung darin zu erkennen, dass wir nicht von »anderen« getrennt sind und unser und ihr Wohlbefinden nicht auseinandergehalten werden können.

Das bringt uns zur wirklich interessanten Frage in Bezug auf die Ökologie. Gilt diese grundlegende Einsicht über die

enge Verbindung zwischen dem Selbstsinn und *dukkha* auch für das Gefühl des Getrenntseins zwischen *uns* und *ihnen*? Die Frage ist hier, ob »getrenntes Selbst = *dukkha*« auch für unseren größten kollektiven Selbstsinn zutrifft: die Dualität zwischen uns als Art, *Homo sapiens sapiens*, und dem Rest der Biosphäre.

So ausgedrückt scheint die Frage recht abstrakt zu sein, aber wenn diese besondere Parallelie zwischen individuellem und kollektivem Selbst gilt, gibt es zwei wichtige Schlussfolgerungen. Erstens muss unser kollektives Gefühl des Getrenntseins von der natürlichen Welt auch eine beständige Quelle kollektiver Frustration für uns sein. Zweitens verschlimmern unsere Reaktionen auf diese Entfremdung im Versuch, unser kollektives Arten-Selbst *realer* zu machen – in diesem Fall durch das Bestreben, ihm technologisch und ökonomisch Sicherheit zu verschaffen – in Wirklichkeit die Lage.

Das sind ziemlich schwerwiegende Behauptungen. Worauf verweisen sie eigentlich? »Die Entfremdung unserer Spezies von der Natur ist eine ständige Quelle von kollektivem *dukkha*« – was kann das bedeuten?

Ich habe weiter oben erwähnt, wie die abrahamitischen Religionen den Menschen einen besonderen Platz und eine besondere Rolle in der Schöpfung – die Überlegenheit über alle anderen Geschöpfe – zugewiesen haben. Die westliche Zivilisation hat sich aus dem Zusammenspiel zwischen Judentum und Christentum auf der einen und dem klassischen Griechenland (beerbt von Rom) auf der anderen Seite

entwickelt. Griechenland betonte unsere Einzigartigkeit auf andere Weise: indem es die Konventionen der menschlichen Gesellschaft (Kultur, Technologie und so weiter) von den Rhythmen der natürlichen Welt unterschied. An dieser Unterscheidung ist wichtig: *Jede soziale Konvention kann geändert werden*: wir können unsere eigenen Gesellschaften umbauen und auf diese Weise versuchen, unser eigenes kollektives Schicksal zu beeinflussen.

Heute halten wir diese Einsicht für selbstverständlich, doch sie wäre in den meisten vormodernen, traditionell konservativen Gesellschaften nicht verstanden worden. Diese haben – ohne unseren Sinn für historische Entwicklung – ihre eigenen sozialen Konventionen meist als unvermeidlich, weil eben *natürlich* akzeptiert. Dies hat oft dazu gedient, soziale Einrichtungen, die wir heute für ungerecht halten, zu rechtfertigen; dennoch ergibt sich ein psychologischer Vorteil, wenn man so denkt: Solchen Gesellschaften war ein gemeinsames Gefühl von *Sinn* eigen, das wir heute verloren haben. Für sie war der Sinn ihres Lebens in den Kosmos eingebaut und durch ihre Religionen, die sie als gegeben annahmen, geoffenbart. Im Gegensatz dazu ist der Sinn unseres Lebens und unserer Gesellschaften zu etwas geworden, was wir für uns selbst festlegen müssen, und zwar in einem Universum, dessen Sinnhaftigkeit (wenn es sie überhaupt gibt) nicht mehr offenkundig ist. Sogar wenn wir *beschließen*, religiös zu sein, müssen wir uns zwischen verschiedenen religiösen Möglichkeiten entscheiden, was die spirituelle Sicherheit, die Religionen traditionellerweise geboten haben,

verringert. Wir haben zwar eine Freiheit, die vormoderne Gesellschaften nicht hatten, aber es mangelt uns an ihrer Art »sozialer Sicherheit«: dem grundlegenden sozialen Wohlfühl, das daher röhrt, dass jemand seinen Platz und seine Rolle in der Welt kennt.

Mit anderen Worten: Teil des reichen kulturellen Erbes, das die Griechen dem Westen hinterlassen haben – mit allen Vor- und Nachteilen – ist die wachsende Beunruhigung darüber, wer wir sind und was es bedeutet, Mensch zu sein. Es besteht eine grundlegende Spannung zwischen Freiheit (wir entscheiden, was wir wertschätzen und was wir tun) und Sicherheit (in etwas Größerem, das für uns sorgt, verankert zu sein), und wir wollen beides. Sobald das eine stärker betont wird, wollen wir mehr vom anderen. Im Allgemeinen aber ist die moderne Geschichte des Westens eine Geschichte wachsender Freiheit auf Kosten schwindender Sicherheit, in dem Sinn, dass der Verlust des Glaubens an Gott uns steuerlos gemacht hat. Dank immer leistungsfähigerer Technologien scheint es, als könnten wir alles, was wir tun wollen, zustande bringen – doch wir kennen unsere Rolle nicht, wissen nicht, was wir tun *sollten*. Dies ist weiterhin eine Quelle großer Beunruhigung, nicht nur für uns individuell, sondern auch kollektiv. In was für einer Welt wollen wir leben? Was für eine Gesellschaft wollen wir haben? Wenn wir uns nicht auf Gott, der uns das sagt, verlassen können, sind wir auf uns selbst zurückgeworfen, und das Fehlen jeglichen Fundaments, das größer ist als wir selbst, ist eine tiefe Quelle von *dukkha*.

Ich denke, so können wir die oben erwähnte erste Schlussfolgerung verstehen: die Behauptung, dass unser kollektives Gefühl des Getrenntseins von der natürlichen Welt eine beständige Quelle der Frustration ist. Je größer unsere Entfremdung von der Natur, desto größer unsere Befürchtungen. Sind nicht Narzissmus und Nihilismus, die heute so allgemein geworden sind, Ausdrucksformen dieser Befürchtungen? Es ist das Gleiche wie bei unserem individuellen Problem: Je größer mein persönliches Gefühl der Entfremdung von anderen Menschen ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass ich ängstlich und depressiv werde. In jüngster Zeit haben Psychologen erkannt, dass – die Grundversorgung mit Essen und Unterkunft vorausgesetzt – der wichtigste Faktor, der unser Glück bestimmt, in unseren Beziehungen zu anderen Menschen liegt. Könnte das auch kollektiv gelten? Was bedeutet das für die Entfremdung unserer Art vom Rest der Biosphäre?

Wir müssen auch noch die zweite oben erwähnte Schlussfolgerung prüfen, dass nämlich unsere kollektive Antwort auf dieses kollektive *dukkha* alles nur verschlimmert. Was bedeutet das?

Rufen wir uns zuerst in Erinnerung, wie Dinge individuell schiefgehen. Normalerweise reagieren wir auf die falsche Vorstellung eines getrennten Selbst mit dem Versuch, diesen Selbstsinn *realer* zu machen – was nicht funktioniert und nicht funktionieren kann, da es ein solches Selbst, das von seinen Beziehungen zu anderen isoliert werden kann, nicht gibt. Weil wir das jedoch nicht zur Kenntnis nehmen, ge-

raten wir immer wieder in Teufelskreise. Ich habe niemals genug Geld oder Macht, ich bin niemals berühmt genug, attraktiv genug ... Gibt es eine kollektive Parallele zu dieser Art von Zwangsvorstellungen?

Denken Sie an unsere Einstellung zum ökonomischen Wachstum und zur technologischen Entwicklung. Was regt sie an? Offenkundig freuen wir uns über unsere Bequemlichkeit und unseren Reichtum – aber wann haben wir *genug*? Wann wird unser Bruttonationalprodukt groß genug sein? Wann werden wir alle Technologien haben, die wir brauchen? Vielleicht täuscht uns das Wort »Fortschritt«, denn wir können natürlich nie genug Fortschritt haben, wenn es wirklich Fortschritt ist. Doch warum glauben wir, dass *mehr* immer *besser* ist?

Mir scheint, wenn wir aus dieser Perspektive über unsere kollektive Antwort nachdenken, wird die Motivation klar. In Ermangelung der Sicherheit, die daher kommt, dass jemand seinen Platz und seine Rolle im Kosmos kennt, haben wir versucht, unsere eigene Sicherheit zu schaffen. Vor allem Technologie ist unser kollektiver Versuch, die Bedingungen unserer Existenz auf dieser Erde zu kontrollieren. Wir haben versucht, die Erde rundzuerneuern, damit sie vollständig unseren Bedürfnissen dient, bis alles unserem Willen unterworfen ist, eine »Ressource«, die wir gebrauchen können. Ironischerweise hat das nicht das Gefühl von Sicherheit und Sinnhaftigkeit hervorgerufen, das wir suchen. Wir haben mehr Angst, nicht weniger. Die Ursache liegt darin, dass Technologie ein großartiges Mittel sein kann, für sich al-

lein aber ein armseliges Ziel ist. Fragen Sie einen beliebigen Diktator: Sobald wir uns nach der Macht sehnen, können wir niemals so viel Sicherheit haben, dass wir uns wirklich sicher fühlen.

Technologie und ökonomisches Wachstum für sich allein genommen können das grundlegende menschliche Problem des Sinns unseres Lebens nicht lösen. Doch da wir nicht sicher sind, wie wir dieses Problem sonst lösen sollen, sind Formen säkularer Erlösung, die wir suchen, aber niemals ganz erreichen, zu einem kollektiven Ersatz geworden. Noch einmal: Mittel sind zu Zielen geworden. Da wir nicht wirklich wissen, wohin wir gehen wollen oder was wir wertschätzen sollen, sind wir auf Kontrolle versessen. Aus diesem Grund können wir von technologischem oder ökonomischem Wachstum nie genug haben.

Eine ökologische Krise so unvermeidbar. Früher oder später werden wir auf die eine oder andere Art an die Grenzen dieses zwanghaften, doch zum Scheitern verurteilten Projekts endlosen Wachstums stoßen. Das bedeutet nicht, dass es keine Lösung gibt. Aber es bedeutet, dass wir die Wurzeln des Problems besser verstehen und Wege finden müssen, direkter an diesen Wurzeln anzusetzen. Da die Tatsache, dass wir uns immer mehr auf Technologie als die Lösung für die Probleme des Lebens verlassen, ein großer Teil des Problems ist, bedarf es in der ökologischen Krise nicht einer in erster Linie technologischen Antwort (obwohl technologische Veränderungen sicher notwendig sind). Die Abhängigkeit von ausgeklügelten, immer leistungsfähigeren

Technologien würde dazu führen, dass sich unser Gefühl des Getrenntseins von der natürlichen Welt verstärkt, während jede erfolgreiche Lösung (wenn die Parallele gültig bleibt) beinhalten muss, dass wir anerkennen, Teil der natürlichen Welt zu sein. Das bedeutet aber natürlich auch, unsere Verantwortung für das Wohlergehen der Biosphäre anzunehmen, denn ihr Wohlergehen kann letztendlich von unserem nicht getrennt werden. Richtig verstanden bedeutet unsere Fürsorge für die Regenwälder der Erde dasselbe wie meine Fürsorge für mein eigenes Bein.

Besteht die Lösung also darin, irgendwie »zur Natur zurückkehren«? Wir können nicht zur Natur zurückkehren, weil wir sie nie verlassen haben. Die Umwelt ist nicht wirklich eine Umwelt. Das Wort »Umwelt« bedeutet wörtlich genommen die Bedingungen, unter denen eine Person oder ein Ding existiert. Diese Art, die natürliche Welt zu beschreiben, ist schon dualistisch, denn sie zieht eine Trennungslinie zwischen uns und dem Ort, an dem wir uns befinden. Die Umwelt ist nicht nur der Ort, an dem wir leben und handeln, denn die Biosphäre ist die Basis, von der aus und in der wir entstehen. Die Erde ist nicht nur unser Heim, sie ist unsere Mutter. In Wirklichkeit ist unsere Beziehung noch enger, weil wir die Nabelschnur niemals durchschneiden können. Die Luft in meinen Lungen wie das Wasser und die Nahrung, die durch meinen Mund gehen, sind Teil eines großen Systems, das nicht mit mir aufhört, sondern ständig durch mich hindurch zirkuliert. Mein Leben ist ein Energie verbrauchender Prozess, der von dieser unaufhörlichen

Zirkulation abhängig ist und zu ihr beiträgt. Letzten Endes werde auch ich Futter für die Würmer sein.

So verstanden ist unser Problem nicht die Technologie selbst, sondern die zwanghaften Formen, sie zu instrumentalisieren, zu denen wir uns haben motivieren lassen. Ohne diese Motivation könnten wir unsere Technologien besser einschätzen, sowohl bezüglich der ökologischen Probleme, zu denen sie beigetragen haben, als auch bezüglich der ökologischen Lösungen, zu denen sie beitragen könnten. Ein Beispiel: Angesichts der langfristigen Risiken, die mit der Atomenergie verbunden sind, kann ich deren Einsatz nur als eine kurzfristige Lösung für unseren Energiebedarf sehen. Statt in fossilen Brennstoffen wird die Antwort vielleicht – ich neige zu der Behauptung, *muss* – in erneuerbaren Energiequellen liegen (Sonnen-, Windenergie und so weiter), in Verbindung mit einem radikal reduzierten Energieverbrauch. Solange wir von der Notwendigkeit einer ständigen ökonomischen und technologischen Expansion ausgehen, ist eine massive Reduzierung unseres Energiebedarfs absurd. Ein neues Verständnis unserer Ausgangslage eröffnet andere Möglichkeiten.

Aber Moment ... wie löst irgendetwas davon das oben beschriebene Grundproblem: die Angst, die uns heute quält, weil wir in einer Welt, in der Gott gestorben ist, unseren eigenen Sinn schaffen müssen? Ob wir es wollen oder nicht: Das individuelle und das kollektive Selbstbewusstsein haben uns von der vormodernen Weltsicht und dem »natürlichen« Sinn des Lebens, den diese geboten hat, entfremdet.

Außerdem würden wir zu einer derartigen Weltsicht – oft gewaltsam aufgezwungen und aufrechterhalten – nicht zurückkehren wollen, auch wenn wir könnten. Doch welche Alternativen sind möglich? Oder ist es uns einfach vom Schicksal bestimmt, diese existenzielle Art von *dukkha* auszuhalten?

Dieser Einwand verhilft uns zu der Einsicht, dass zu jeder echten Lösung der ökologischen Krise einiges mehr gehören muss als technologische Verbesserungen. Noch einmal: Wenn die Wurzel des Problems spirituell ist, muss auch die Lösung eine spirituelle Dimension haben. Und wieder: Das bedeutet nicht die Rückkehr zu vormodernen religiösen Überzeugungen, die uns heute unmöglich ist. Der Buddhismus zeigt einen anderen Weg, der die Rolle von Dogma und Ritual erheblich verringert. Der buddhistische Zugang ist ganz pragmatisch. Das Ziel des buddhistischen Weges ist Weisheit im Dienst persönlicher und sozialer Veränderung. Das unterscheidet sich allerdings deutlich von der Art rationaler Selbsterneuerung, die die griechischen Denker anstrebten. Wenn wir beispielsweise meditieren, verändern wir uns nicht. Wir werden verändert. Ruhige, konzentrierte Aufmerksamkeit ermöglicht das Wirken von etwas anderem in uns und durch uns, etwas, das sich von unserem üblichen Ego-Selbst unterscheidet. Das öffnet uns und befreit uns zu einer tieferen Erdung in unserem Innern. Unser Mangel an Selbst (*anatta*) ist es, was diesen Prozess möglich macht.

Dieses »andere« befreit uns von dem Zwang, Sicherheit in der Welt zu finden. Wir müssen nicht realer werden, in-

dem wir reich, berühmt, mächtig oder schön werden. Und zwar nicht, weil wir uns mit einer anderen spirituellen Realität außerhalb der Welt identifizieren, sondern weil wir, befreit von solchen Fixierungen, erkennen können, dass wir von der Welt nicht getrennt sind.

Wie wirkt sich das auf den Sinn unseres Lebens aus? Obwohl die Anzahl der lebenden Wesen unendlich ist, gelobt ein Bodhisattva, sie alle zu retten. Er oder sie stellt sich der bedeutendsten Rolle auf einem Pfad, der nie zu einem Ende kommen kann. Obwohl eine solche Verpflichtung nicht zwingend ist, folgt sie natürlich aus der Erkenntnis, dass keines dieser Wesen von einem selbst getrennt ist.

Wir schließen also mit einer letzten Parallele zwischen dem Persönlichen und dem Kollektiven. Wir entdecken den Sinn, den wir suchen, in der fortwährenden, langfristigen Aufgabe, den Bruch zwischen uns und Mutter Erde, unserem natürlichen Fundament, zu beheben. Diese Heilung wird uns verwandeln und ebenso die Biosphäre.